

KURZGESCHICHTEN

Eine Auswahl aus dem Buch

Tanten leben auch nicht ewig... und andere Überraschungen

Von Klaus Schuker

SCHMIDT
BLOODY-M-EDITION

Inhaltsverzeichnis

1. DIE OHRFEIGE
2. EIN GUTER RAT
3. DAS UNGLÜCK
4. DER MANN MIT DEM GEHSTOCK
5. DAS SELTSAME VERSCHWINDEN EINES
REGENWURMS

DIE OHRFEIGE

"Warum hast du das getan?"

"Was?"

"Na, die Ohrfeige? Das Kind hat doch gar nichts gemacht."

"Manchmal halte ich es einfach nicht mehr aus, diese ständige Quengelei."

"Aber das ist doch brutal."

"Jetzt, komm, übertreib nicht. Du weiß genau, daß ich es sonst nie schlage. Und eine Ohrfeige ist nicht schlimm."

"Selbstverständlich weiß ich, daß du es sonst nie schlägst."

"Na, also. Dann red mir auch kein schlechtes Gewissen ein."

"Ja, aber das darfst du nicht tun! Du weißt überhaupt nicht, was das für Spätfolgen haben kann. Kinder sind so empfindsam. Das kannst du doch überall hören und lesen. Außerdem ist es gesetzlich verboten."

"Ja, schon. Aber was soll ich denn sonst tun?"

"Na, ich hab' dir doch schon damals gesagt: 'Laß es abtreiben!' Das wäre besser gewesen für das Kind."

EIN GUTER RAT

Nach der Trennung, die sie nicht gewollt hatte, sagten sie zu ihr, sie solle ihn vergessen.

"Nach jedem Aufwachen wirst du dich an weniger von ihm erinnern."

Sie hatten recht. Fünfzig Jahre später hatte sie ihn vergessen.

Nur wachte sie da nicht mehr auf.

DAS UNGLÜCK

"Du solltest mehr unter die Leute gehen", sagte er und schaute an ihr vorbei zur Wand, an der das Familienfoto hing. "Deine Mutter hätte dich mitgenommen."

Sie blieb am Fenster, hielt ihren Blick weiter in die Ferne gerichtet. Draußen fuhren Autos, ein paar Kinder rannten lachend an ihrem Haus vorbei. Die Sonne schien, hatte aber noch nicht die Stellung erreicht, in der ihre Strahlen auf das Fenster trafen.

"Hörst du mir überhaupt zu?"

Sie hörte diese bemüht ruhige Stimme. Wenn sie jetzt sagte, daß sie gehen würde, bräche sie ihm damit das Herz.

"Ja."

Als er weitersprach, hörte sie die Erleichterung in seiner Stimme darüber, daß sie geantwortet hatte.

"Du bist doch früher immer so gern weggegangen. Als Sylvia noch bei uns war."

Wieso nannte er immer wieder ihren Namen? Welchen Sinn hatte das? Sylvia war weg. Seit zwei Jahren schon.

"Sollen wir ein Spiel spielen? Ich meine: irgendein Brettspiel oder Karten oder... auf was hättest du Lust? - Komm, laß uns einfach die Sonne genießen und auf die Terrasse sitzen. Ich stell' uns etwas Kaltes auf den Tisch. Magst du eine Cola? Deine Mutter hat bestimmt auch Durst, wenn sie aus der Stadt zurückkommt. - Wir brauchen auch nicht zu spielen, wir können auch miteinander reden, so wie früher. Oder auch einfach nur Sonne tanken."

Er benutzte die Worte ihrer Mutter, wenn sie genervt war und ausspannen wollte. Trotzdem klangen sie aus seinem Mund anders. Sie nickte. Draußen war besser als drinnen. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite hielt ein Lastwagen. Am Kennzeichen erkannte sie, daß er nicht von hier war. Der Fahrer schaltete die Warnblinker ein und stieg aus. Hilfesuchend schaute er sich um, einen Moment lang berührten sich ihre Blicke, ehe der seine sich auf einen

Mann heftete, der soeben an ihrem Haus vorüberging. Der Fahrer grüßte ihn über die Straße hinweg, um diese dann zu überqueren und den Fußgänger nach dem Weg zu fragen. Der Lärm eines Mähdreschers schluckte die Stimmen der beiden Männer. Als er verstummte, wußte der Fahrer des Lastwagens offenbar, wohin er zu fahren hatte. Er stieg wieder ein, schaute in den Außenspiegel, warf ihr abermals einen kurzen Blick zu, bevor er Sekunden später verschwunden war.

"Ist die schon aufgefallen, daß immer mehr Lastwagen vorbeifahren? Manchmal meine ich, den Krach nicht länger aushalten zu können. ... Ich sehe schon, wir müssen eben doch noch Lottospielen."

Er lachte, doch sie hörte, daß es kein befreites Lachen war, wie nach einem guten Witz. Es war nicht mehr dieses Lachen von früher. Das war mit ihrer jüngeren Schwester Sylvia gestorben. Bei diesem Unglück.

Während er in der Küche hantierte, spürte sie, wie die Sonne allmählich näher kam. Doch inzwischen war alles so kalt in ihr, daß sie direkt in die wärmenden Strahlen stehen mußte. Ihr Vater hatte sich deswegen bereits manchmal Sorgen gemacht. ("Direkte Sonnenbestrahlung kann zu Hautkrebs führen.")

"Wenn du willst, kannst du schon rausgehen. Und den Sonnenschirm aufspannen. Heute soll es bis über dreißig Grad heiß werden. Ich vertrage diese Hitze einfach nicht mehr so gut wie früher. Bei dir ist das natürlich was anderes, aber du bist auch noch jung."

Sie wandte sich vom Fenster ab, ging durch das Wohnzimmer, öffnete die Terrassentür. Draußen spannte sie den bunten Schirm auf und stellte ihn so, daß er den Platz ihrer Eltern schattig hielt, während ihr eigener von der Sonne beschienen wurde. Sie atmete tief durch, genoß die noch frische Luft und vergaß für einen Moment lang alles um sich herum. "Willst du nicht deinen Bikini anziehen? Er steht dir so gut."

Schade, gerade hatten die Sonnenstrahlen

einen Traum in ihr aufflammen lassen. Sie beobachtete ihren Vater dabei, wie er das Tablett mit den Getränken auf dem Tisch abstellte.

"Nein", sagte sie bestimmt. "Ich möchte nachher noch in die Stadt."

"Ins Freibad?" "Nein, nur in die Stadt."

"Du warst schonlange nicht mehr im Freibad. Und du hast nur noch zwei Wochen Ferien. Nütz doch das schöne Wetter aus. Wer weiß, wie lange es noch hält."

Sie erwiderte nichts darauf und nahm statt dessen das leere Tablett, um es in die Küche zurückzubringen. Natürlich würde sie es nachher wieder holen müssen, aber das war im Moment nicht wichtig.

In der Küche stellte sie das Tablett auf den Tisch. Noch bevor sie sich umdrehte, wusste sie bereits, daß er hinter ihr stand.

*

Als er seine Weichheit in sie hineinfließen ließ, erkannte er die Tränen in ihren Augen. Irgendwie machte ihn das glücklich. Sie Hatte schon lange nicht mehr geweint. Bis ihm klar wurde, dass es nicht ihre Tränen waren, sondern seine eigenen. Angeekelt erhob er sich und ging auf die Terrasse hinaus. Die Hitze machte ihm schwer zu schaffen. Diese verdammte Hitze.

*

Sie rückte sich die Bluse zurecht und knöpfte ihre Jeans zu. Minutenlang starrte sie durch das Küchenfenster in die mächtige Krone des Kastanienbaums, ohne sie wahrzunehmen. Draußen hörte sie Mutters Auto in die Einfahrt fahren. Ihr Vater verließ die Terrasse, um ihr beim Hereinragen zu helfen. Sie gab sich einen Ruck und ging zur Treppe ins Dachgeschoß. Dorthin, wo es den Balken gab, an dem Sylvia zwei Jahre zuvor die Familie in dieses - dieses Unglück gestürzt hatte. So wie Sylvia ihre Schwester gewesen war, so würde auch dieses Unglück nun ein Geschwisterchen bekommen. Während sie oben leise die Tür hinter sich abschloß, hörte sie

gerade noch, wie die beiden Erwachsenen unten
über irgendeinen Scherz lachten.

DER MANN MIT DEM GEHSTOCK

"Vielleicht will er Sie töten."

Ich fuhr herum und sah die kleine, alte Frau auf dem Stuhl sitzen. Sie saß so, wie fast alle alten Menschen sitzen: etwas zusammengekauert, leicht nach vorne gebeugt. In ihren Händen, deren runzlige Haut von dicken Adern durchwirkt war, hielt sie Stricknadeln, mit denen sie schwarze Wolle eine quadratische Form gab.

Außer uns beiden war noch eine junge vierköpfige Familie in der kleinen, von außen unscheinbaren Galerie anwesend. Zu meiner Überraschung schienen die beiden vielleicht zehnjährigen Kinder mehr an den rund zwanzig Bildern interessiert zu sein als ihre Eltern.

Die alte Frau - ich hatte sie beim Betreten der Galerie nur beiläufig wahrgenommen - strickte seelenruhig weiter, die Familie befand sich am anderen Ende des schlauchförmigen Ausstellungsraumes und beachtete uns nicht. Ich war mir auf einmal nicht mehr sicher, ob die Frau tatsächlich etwas gesagt hatte.

Mit einem leichten Schaudern wandte ich mich wieder dem Bild zu, das mich in seinen Bann gezogen hatte. Es zeigte etwa ein Dutzend Museumsbesucher beim Betrachten verschieden großer Gemälde. Das Bild stammte von einem mir unbekanntem französischen Maler, war in dunklen Farbtönen gehalten und traf Kleidung und Benehmen der Betrachter in vorzüglicher Weise. Jeder, der sich dieses Gemälde anschaute, würde unwillkürlich ausrufen: "Ja, genau so geht es in einem Museum zu", ohne sich bewußt zu machen, daß ihm selbst ein Spiegel vorgehalten würde. So gesehen wäre es ein völlig normales Bildmotiv gewesen, nicht weiter erwähnenswert, hätte es nicht ein auffälliges Detail gegeben: einen von rechts kommenden, praktisch in das Bild hineinlaufenden Mann. Ich schätze ihn einsachtzig groß. Er trug einen eleganten schwarzen Mantel, aus dessen Kragen ein schwarzweiß gestreifter Schal bis knapp unter die Brust herunterhing. Unter seinem feinen Hut - er trug als einziger

einen - mit dunkel abgesetztem Hutband konnte ich ein markant geschnittenes Gesicht, graue, fast schon weiße Haare sowie einengepflegten Schnauzer erkennen. Trotz des die Konturen verwischenden Mantels konnte ich mir den Mann nur als schlank vorstellen. In seiner linken Hand hielt er einen dezent verzierten edlen Gehstock, die rechte war nicht zu sehen. Das alles hätte nun natürlich bei weitem nicht ausgereicht, ihn aus der Masse der abgebildeten Museumsbesucher herauszuheben, wenn nicht noch eine Besonderheit dazugekommen wäre: Der Mann ging zielstrebig geradeaus, den Blick konzentriert nach vorne gerichtet. Die Ausstellungsstücke ließen ihn offenkundig völlig gleichgültig. Wäre es nicht ein etwas jämmerlicher Vergleich, ich würde behaupten, er bereitete sich innerlich auf eine unmittelbar bevorstehende Auseinandersetzung vor. Jedenfalls paßte er absolut nicht in dieses Bild. Und genau das gab seiner Anwesenheit einen geradezu dämonischen Beigeschmack. Nur einem etwa zehnjährigen Mädchen im Hintergrund des Bildes schien der Mann ebenfalls aufgefallen zu sein: Gebannt starrte es ihn von der Seite an.

Getuschel kam auf. Ich warf einen schnellen Blick in die Runde. Die junge Familie schien darüber zu diskutieren, ob sie gehen oder noch bleiben sollten. Die Kinder wollten offenkundig bleiben, mußten sich aber schließlich dem Willen des Vaters beugen, der mehrmals hintereinander energisch auf seine Armbanduhr wies. Als er dem Ausgang zustrebte, war die Sache entschieden: Murrend folgten die Kinder. "Immer wollen sie nur Bilder anschauen", sagte er mit halblauter Stimme zu der alten Frau. Dann wandte er sich seiner Familie zu und fragte laut: "Na, kommt Ihr?"

Ich konnte die Kinder nur zu gut verstehen, kann ich doch selbst an keiner Galerie einfach nur vorbeigehen. Sekunden später waren sie draußen. Ich hatte nicht mitbekommen, ob die alte Frau in irgendeiner Weise auf die Bemerkung des Vaters reagiert hatte. Seelenruhig strickte sie weiter. Ich lächelte ihr zu, obwohl sie mich überhaupt nicht ansah.

Was hatte sich der unbekannte Maler nur dabei gedacht, als er die Figur des Mannes ins Bild gesetzt hatte? Ich erkannte, daß ich in Gedanken von der "Figur des Mannes" und nicht einfach von "dem Mann" sprach. Gerade so, als könnte ich damit den abermals über meinen Rücken ziehenden Schauer verscheuchen. Die gesamte Bildgestaltung deutete auf eine Entstehung vor siebzig, achtzig Jahren hin. Doch die Einzelheiten der Kleidung der Museumsbesucher zeigte, daß das Bild höchstens vierzig Jahre alt sein konnte.

"Er sucht seine Frau."

Die Alte hatte das Strickzeug auf ihren Schoß gelegt und schaute mich mit einem nachdenklichen Blick an. Ihre Bemerkung hatte zweifelsfrei mir gegolten.

"Er sucht seine... Frau?"

"Ein anderer hat sie ihm weggenommen - vor vierzig Jahren."

"Wie kommen Sie darauf? Woher wissen Sie das?"

"Seitdem sucht er sie und vor allem: ihn."

Was um alles in der Welt faselte die Alte da vor sich hin? War sie verrückt? Längst hatte sie ihren Kopf wieder gesenkt und strickte weiter; das Quadrat verformte sich zu einem Rechteck. Hatte ich die Temperatur beim Betreten der Galerie als angenehm kühl empfunden, wünschte ich mir den Raum jetzt ein wenig wärmer. Auch hätte ich einen weiteren Besucher mit einem freundlichen Lächeln begrüßt. Aber da kam niemand. Insgeheim schalt ich mich einen Narren. Vielleicht erzählte die Alte ja nur aus ihrer Vergangenheit, eine gewöhnliche Eifersuchtsgeschichte, wie sie tagtäglich millionenfach vorkommt. Wer heiratet schon einen Menschen, der noch nie zuvor in einen anderen verliebt war? Bei meiner Frau und mir war das nicht anders gewesen, und dabei liegt unsere Eheschließung schon vierzig Jahre zurück. Auch sie hat ein sogenanntes gebrochenes Herz zurückgelassen, als sie sich mir zuwandte.

"Er hat sich geschworen, den anderen zu finden und zu töten. Und einen Schwur bricht man nicht, ein Schwur ist eine heilige Sache."

"Reden Sie mit mir?" Ich spürte, wie ich langsam ärgerlich wurde. Immer öfter nervt mich das Personal in öffentlichen Galerien und Museen. Schlecht bezahlt oder gar ehrenamtlich tätig, haben diese Leute oftmals keine Ahnung von den Ausstellungen, in denen sie ihre Zeit absitzen.

"Sie standen kurz davor zu heiraten. Er wollte es so, und sie hat ihm nie widersprochen. Und plötzlich tauchte der andere auf und weg war sie. Einfach so, ohne lange Rede oder Erklärungen. Er war..."

Ich versuchte, mich wieder auf das Gemälde zu konzentrieren und das Gefasel der Alten zu überhören. Der Maler hatte sein Bild recht geschickt aufgebaut und sein Gefühl für Proportionen und Farbgebung bewiesen. Zwei hochformatige Gemälde an den Seiten bildeten den Rahmen für zwei mittig aufgehängte Porträts. Wie auch im wirklichen Museumsbetrieb üblich, standen vor den großen Bildern mehr Betrachter als vor den Porträts. Ein Beleg für die Beobachtungsgabe des Malers. Trotzdem würde ich solch ein Bild niemals zu meinen persönlichen Favoriten zählen. Gerade der Mann mit Hut war ein Grund dafür: Er paßte nicht dorthin! Wie war der Maler nur auf diese Idee gekommen? Da nützte es auch nichts, daß er das Kind auf ihn starren ließ. Vielmehr wirkte das wie der Versuch einer Entschuldigung dafür, daß er hier versagt und es nicht sofort bemerkt hatte.

"Er wird ihn töten, sobald er ihn gefunden hat. Und er wird ihn finden, denn das hat er sich geschworen."

Mein Ärger schlug in Wut um. Mein Gott, wenn jeder verlassene Mensch seinen Nebenbuhler oder Nachfolger tötete, gäbe es das Problem der Überbevölkerung schon lange nicht mehr. "So ein Unsinn!" sagte ich laut und deutlich, ohne mich dabei umzudrehen. Ich beschloß, mir nicht weiter die Stimmung verderben zu lassen.

Hinter mir blieb es still. Und mit einemmal war meine Wut verraucht.

Die alte Frau konnte nichts dafür, daß sie mich mit ihrer komischen geschichte an eine längst

vergangene Episode meines eigenen Lebens erinnert hatte. Ich blickte um mich - die Alte war weg. Von der ins untere Stockwerk führenden Treppe meinte ich ein schlurfendes Geräusch zu hören; langsam wurde es leiser, um schließlich ganz zu verstummen. Wäre nun ein weiterer Besucher gekommen, hätte er mich peinlich berührt dastehensehen. Ich hatte mit meiner Reaktion die alte Frau verletzt. Sollte ich ihr nachgehen, um mich zu entschuldigen? Aber komisch: Jetzt, wo sie weg war, schien es mir auf einmal, als wäre sie überhaupt nie dagewesen und der Stuhl nur ein vergessenes Stück aus einer früheren Ausstellung.

Schritte auf der Treppe nahmen mir die Entscheidung ab. Energisch schien ein Neuankömmling hochzustreben, wobei ihn ein klackendes Geräusch begleitete, das ich im ersten Moment nicht einordnen konnte. Die Alte war es nicht, daran bestand kein Zweifel. Irritiert drehte ich mich um, erneut das Gemälde ins Auge fassend, das mich so an sich gefesselt hatte. Ich entdeckte die Veränderung sofort: Der Mann mit dem Hut war verschwunden! Hastig fuhr ich mir über die Augen, doch das Ergebnis blieb dasselbe. Inzwischen waren die Schritte und das Klacken am Eingang angekommen, verstummten, um gleich darauf neuerlich einzusetzen. Und da erkannte ich, was es mit dem Klacken auf sich hatte, das sich mir jetzt bedrohlich näherte: Es gehörte unzweifelhaft zu einem Gehstock.

DAS SELTSAME VERSCHWINDEN EINES REGENWURMS

Es kitzelte. Hilarius zupfte an seinem linken Ohr, doch das Kitzeln blieb. Er beugte seine fünfzig Jahre nach unten zu der Dose mit den Regenwürmern, um den letzten herauszunehmen und auf den Angelhaken zu speißen.

Er würde früher nach Hause kommen als geplant; so erfolgreich wie an diesem Vormittag war er schon lange nicht mehr gewesen. Besonders die Forellen hatten angebissen, als wollte jede die erste an seinem Angelhaken sein, als hätten sie nur auf ihn gewartet.

Hilarius griff in die Dose; sie war leer. Also hatte sich der letzte Regenwurm klammheimlich aus der Dose geschlichen und davongemacht.

Hilarius beobachtete das Wasser; knapp unter der glatten Oberfläche tollten immer noch derart viele Fische umher, daß er schließlich einen bedauernden Blick auf den bereits vollen Eimer warf.

Das Kitzeln in seinem Ohr verstärkte sich. Wenn er doch nur ein Wattestäbchen gehabt hätte. Mit seinem Zeigefinger kam er einfach nicht tief genug hinein. Allerdings hatte er erst zwei Minuten vorher einen kurzen, aber heftigen Schmerz weiter drinnen in seinem Ohr verspürt.

Hilarius überlegte, ob er nach dem verschwundenen Regenwurm suchen sollte. Andererseits kam es auf diesen letzten und kleinsten Wurm wirklich nicht mehr an, zumal es für ihn ein Leichtes war, sich bei den vielen Gräsern, Ästchen und herumliegenden Blättern zu verdünnisieren. Hilarius schüttelte den Kopf, wunderte sich über sich selbst. Da hatte er den besten Fang seit langem im Eimer, jeder Wurm hatte sich praktisch in einen Fisch verwandelt, und er stand da und hielt Ausschau nach einem kleinen mickrigen Regenwurm. An anderen Tagen hatte er schon ganze Bataillone dieser gefühllosen Zwitter aus der Gruppe der Wenigborster umsonst aufgespießt.

Urplötzlich fiel Hilarius um. Es passierte derart

unverhofft, daß er nicht einmal mehr die Hände rechtzeitig vor seinen Körper bekam, um den Sturz ein wenig abzufangen. Mit voller Wucht klatschte er nach unten und spürte schmerzlich, wie sich sein Gesicht in den feuchten, lehmigen Boden bohrte. Vor allem seine Nase schmerzte. Bestimmt war sie gebrochen. Gleichzeitig verlagerte sich das Kitzeln in seinem Ohr weiter nach innen in seinen Kopf. Es fühlte sich gerade so an, als wäre etwas in seinem Schädel, das dort nicht hingehörte, irgend etwas Kühles, Glitschiges. Hatte er möglicherweise eine Ohrenentzündung, bei der sich Eiter bildete und ins Gehirn floß? Wahrscheinlich war es am besten, wenn er noch am Mittag zum Doktor ging; mit solchen Ohrenerkrankungen durfte man nicht spaßen!

Zunächst aber mußte er jetzt erst einmal... ja, irgend etwas müß... - Hilarius vergaß, was er müßte. Das glitschige Gleiten in seinem Gehirn war schneller geworden, schien richtiggehend durch seine Gehirnwindungen durchzufegen, ohne ihm dabei weh zu tun.

Hilarius tastete mit der rechten Hand an sein Gesicht, fühlte den Dreck. Er mußte fürchterlich aussehen! Wenn ihn die anderen so sehen könnten, würden sie ihn... - er vergaß, was er denken wollte, die Wörter plumpsten in den Lehm Boden und versanken ungedacht.

Plötzlich fiel ihm etwas anderes auf. Während er einerseits immer weniger sehen konnte, begann andererseits der Boden um ihn herum derart phantastisch zu riechen, daß er große Lust hatte, ihn zu essen. Er wunderte sich darüber, daß ihm der Geruch nicht schon früher aufgefallen war, wo er doch bereits so viele Jahre immer hierher an dieselbe Stelle zum Angeln kam.

Sekunden später konnte er sich nicht länger beherrschen. Er biß in den saftigen Boden, kaute genüßlich, es schmeckte wunderbar. Wie hatte er nur jemals etwas anderes essen können? Warum gab es diesen köstlichen Dreck in keinem Supermarkt zu kaufen? Nicht einmal gut sortierte Feinkostläden führten ihn in ihrem Angebot.

Hilarius' Gedanken verengten sich von Sekunde

zu Sekunde mehr auf seinen Wunsch, weiter diesen phantastisch schmeckenden Dreck zu essen. Gleichzeitig stieg eine unbekannte Angst in ihm auf; auf einmal fühlte er sich schutzund wehrlos seiner Umgebung ausgeliefert. Jedes Raubtier, ob zwei- oder mehrbeinig, konnte ihn hier sehen. Da, vor ihm im Wasser! - Glitzerten da nicht Fischschuppen? Also waren seine ersten Feinde bereits in unmittelbarer Nähe. Sein neugewonnener Instinkt sagte ihm, daß er hier oben am hellen Tageslicht nichts, aber auch gar nichts verloren hatte, und er schleunigst verschwinden mußte.

Sofort begann Hilarius sich in das rettende Dunkel der feuchten Erde hineinzubeißen.